

# Die Liebe eines Sohnes

**Familie** Der 12-jährige Steven hat sich gegen ein Leben mit der Mutter entschieden und pflegt seinen Vater, der an multipler Sklerose erkrankt ist. Die beiden teilen Momente des Glücks ebenso wie Zweifel, wie lange ihre innige Beziehung noch währt. *Von Elisabeth Hussendörfer*

Mein Dad ist mein bester Freund“, sagt Steven, gerade 12 Jahre alt. „Kann ich nur zurückgeben“, sagt Martin K., 36. Steven grinst: „Manchmal ist er halt ein bisschen eigen. Er hat zum Beispiel Angst vor Vampiren ...“ „Zu viele schlechte Filme geschaut in der Jugend“, winkt der Vater ab, das Thema ist ihm sichtlich peinlich. „Tu nicht so, die Angst ist echt“, stupst Steven ihn an. „Abends, wenn ich ihn ins Bett bringe, will er immer, dass ich ihm den Pyjama bis ganz oben hin zuknöpfte.“ An den Füßen wird die Decke umgeschlagen, um den Kopf wird sie wie ein zweites Kissen drapiert. So fühle „Dad“ sich sicher. „So fühl ich mich wohl“, korrigiert der 36-Jährige schnell. Vor vielleicht zwei Jahren hat Steven seinen Vater zum ersten Mal ins Bett gelegt. „Die Mama hatte an diesem Abend keine Lust“, erzählt er, „und ist einfach auf der Couch liegen geblieben. Aber der Papa, der schafft das nicht allein. Er kann zwar mit dem Po vom Rollstuhl auf die Matratze rutschen, aber zum Hochnehmen der Füße fehlt ihm mittlerweile die Kraft.“

Martin K. hat multiple Sklerose. Ein Jahr vor Stevens Geburt fingen die Beine an, taub zu werden, aber wirklich eingeschränkt, sagt K., sei er erst seit etwa drei Jahren. Bis dahin erinnert sich Steven an einen Papa, „mit dem eigentlich alles ging“. Beziehungsweise: „Eigentlich sogar überdurchschnittlich viel.“ Väter von Kumpels hätten nach Feierabend ihre Ruhe gewollt. Stevens Papa, der damals als Industriemechaniker arbeitete, kam heim und war voller Tatendrang. Sie gingen zum Toben in den Wald, zum Chillen in die Eisdielen, an den Wochenenden vormittags in den Fun Park und nachmittags ins Freibad. „Wenn man weiß, dass irgendwann gar nichts mehr geht, packt man die verbleibende Zeit so voll wie möglich“, sagt Martin K.

„Papa-Kind“ nennt sich Steven. Die zwei Jahre jüngere Schwester hingegen sei schon immer eher der Typ „Basteltante“ gewesen, und der inzwischen dreijährige Bruder hänge, „wie alle Kleinen“, ebenfalls mehr an der Mama. Viele schöne Erinnerungen hat Steven an die Zeit, in der die Krankheit des Vaters den Alltag noch nicht so kompliziert gemacht hat. Manchmal sei er zu ihm in die Badewanne geklettert, und sie hätten zusammen Fruchtojoghurt aus einer großen Schüssel gegessen. Radtouren hätten sie zusammen gemacht, im Dunkeln. Ein bisschen verrückt, so sei sein Dad immer schon gewesen, sagt Steven. „Na klar, kann ich machen“, sagte er, als die Mutter immer öfter auf der Couch bleiben wollte und fragte, ob er nicht den Papa zu Bett bringen könne.

**„Die in der Klasse haben keine Ahnung, dass mein Vater krank ist.“**

Steven will kein Gerede in der Schule

wollte und fragte, ob er nicht den Papa zu Bett bringen könne.

„Mama war müde“, sagt Steven. „Ich glaub' eher, dass schon damals was mit diesem Typen lief“, meint Martin K. Als die ganze Familie dann vor einem Jahr zusammengetrommelt wurde, war das ein Schock. „Ich hab' mich aufgeopfert. Irgendwann kann man nicht mehr“, sagte die Mutter. Steven hasst den neuen Freund der Mutter, „den Typen“, bei dem er noch am selben Tag einziehen musste, weil sein Vater mit einem Zusammenbruch in die Klinik kam.

Die acht Wochen „ohne Dad“ waren voller Sehnsucht. „Am Tag nach seiner Entlassung bin ich nach der Schule sofort zu ihm“, erzählt der Zwölfjährige. „Bringst du mich heute wieder ins Bett?“ – er erinnert sich noch genau an die Frage. Und wie er „klar“ gesagt hat. Einfach danebengelegt hat er sich. Und so ist es geblieben, bis heute. „Er braucht das, der mütterliche Kuschelfaktor ist ja weggefallen“, sagt Martin K. Und er könne das nun mal nicht so: knuddeln. Steven nimmt seine Hand: „Ach Dad.“ Auch als Außenstehender fühlt man: Die Liebe zwischen Vater und Sohn könnte nicht größer sein. Aber da ist noch mehr, was Steven treibt: „Würde ich mich nicht kümmern, käme Papa ins Heim, und wenn Papa ins Heim käme, müsste ich zu Mama und diesem Typen. Nein, danke!“

Vieles ist Routine geworden für Steven im letzten Jahr. Morgens steht er auf und kocht Kaffee, bevor der Pflegedienst kommt. „Dads Muskeln sind schwach, die Beine spielen gar nicht mehr mit, die Arme und Hände nur ein bisschen“, erklärt er. Und dann weiter, wie das mit den Pflegern läuft, nämlich „zack, zack!“. Dass sein Vater die beiden weiteren vorgesehenen Dienste am Mittag und am Abend wieder abbestellt hat, kann er verstehen. „Abends sollte er um acht ins Bett ...“ „Um acht, als 36-Jähriger – hallo?“, ärgert sich der Vater. Steven sagt, er mache das doch gern.

Manchmal hat er Rückenschmerzen vom wegen Bücken: Fußteil hin, Toiletten wieder weg – anders klappen die Toiletten-

gänge nicht. „Halb so wild, ich muss nur Dads Hose runter und dann wieder raufziehen“, beschwichtigt er. Als wäre das nichts. Als seien die immer wiederkehrenden Fragen eine Selbstverständlichkeit: „Noch 'nen Kaffee, Dad?“ Oder: „Ich hol jetzt die Wäsche raus. Soll ich gleich noch 'ne Maschine laufen lassen?“ „Der Hammer“, findet der Vater, wie sein Sohn mit anpackt. Doch, es gibt eine Haushaltshilfe, jeden Mittag kommt die, aber gewaschene Wäsche muss gleich auf die Leine, sonst müffelt sie. Oft sind es nur Kleinigkeiten, für die Unterstützung benötigt wird: ein Fenster, das geöffnet werden soll, das Telefon, das wieder mal am falschen Ort liegt. Ohne Hilfe wäre Martin K. in solchen Situationen aufgeschmissen, wie er seit diesem Wochenende null weiß.

Steven hatte Sehnsucht nach seinen Geschwistern, Mutter, Bruder und Schwester sind kurz nach der Trennung weggezogen. „Er hatte alles vorbereitet“, erzählt Martin K. „Die Wasserflaschen, die ich aus eigener Kraft nicht mehr aufkriege, waren aufgedreht. Mehrere Becher standen gefüllt auf der Ablage. Die Bettdecke war zur Seite gerollt.“ Wäre Stevens Übernachtungswunsch nicht so spontan gewesen, hätte er den Pflegedienst auch für mittags und abends ordern können. So aber musste der Notdienst kommen, für den Toiletengang und fürs Ins-Bett-Bringen, und Notdiensten sind aus eigener Tasche zu bezahlen. Der

Vater stimmte zu, obwohl die beiden große Geldsorgen haben. Aber gegessen hätte er praktisch nichts: „Mangels Möglichkeiten, mangels Appetit“, sagt Martin K. Die anderthalb Tage ohne Steven haben ihn nachdenklich gemacht. „Ich selbst bin mit zwölf den halben Tag draußen gewesen, wir hatten eine Clique, sind auf Bauwagen geklettert ...“, sagt Martin K. „Ich bin anders, Dad“, sagt Steven. Er will kein Mitleid. „Die in der Klasse haben keine Ahnung, dass mein Vater krank ist, sie wissen nur, dass wir allein wohnen.“ Nur ein Freund kommt gelegentlich mit. „Er hat mir versprochen, dichtzuhalten“, sagt Steven. „Ich hab ihm gesagt: Ich hab' keine Lust darauf, wieder ausgelacht zu werden.“ So wie in der Grundschule, wo „behindert“ für die Klassenkameraden ein Schimpfwort war.

Aber fehlt ihm das nicht: mal was zu unternehmen? Ins Freibad, zu Freunden? „Ich vergleiche mich nicht mit anderen“, sagt Steven. Neulich kam dieses Angebot vom Jugendamt: Es könnte gelegentlich jemand kommen und Dinge mit ihm unternehmen. „Mach das, geh mit dem Kerl in die Berge oder zum Drachensteigen“, hat Martin K. gesagt. „Ich will nicht, dass jemand dafür bezahlt wird, dass er was mit mir unternimmt“ – so sieht es Steven. Martin K. schweigt. Sagt dann plötzlich: „He, schau mal, wie spät es schon ist.“ Und: „Was schrank wir heute?“ „Steven geht zum Kühlschrank. Er weiß, Vitamine sind dem Vater



Steven muss Haushalt und Pflege nicht alleine bewältigen. Eine Haushaltshilfe packt mit an. Allerdings musste ihre Vorgängerin gehen, weil sie Kritik daran übte, wie sehr der kranke Vater den Sohn einspannt. „Dem wird die Kindheit geraubt“, sagte sie. Das wollte der Vater nicht hören.

Steven ist stolz auf seine Selbstständigkeit. Im Fach Hauswirtschaft ist er Klassenbeste. Ist die Arbeit getan, sitzen die beiden oft gemeinsam vor dem PC. Fotos: Bethel Fath

wichtig: „Vom Wachstum redet er immer.“ Das Schneiden von Tomaten und Karotten, das Würzen und Abschmecken der Pasta – all das macht der Zwölfjährige nach Anleitung und doch völlig selbstständig. Koch will er mal werden. Schon jetzt ist er Klassenbeste in Hauswirtschaft. „Wenn ich das sehe, wie die anderen den Tisch decken, krieg ich die Krise!“ Steven ist stolz auf seine Selbstständigkeit. Stolz ist auch der Vater. „Wenn ich eins weiß, dann, dass dieser Junge schon jetzt in vielem deutlich mehr Reife hat als seine Altersgenossen.“

„Dem wird die Kindheit geraubt“ – die Haushaltshilfe, die bis kürzlich kam, hat mit ihren Kommentaren genervt. Martin K.

stellte beim Pflegedienst klar: eine andere oder keine. Er mag nicht, wenn Außenstehende so tun, als hätte sein Sohn durch die Situation nur Nachteile. So gut wie nie auf die Straße geht er deswegen, überall lauern verständnislose Blicke. Außerdem ist es schwierig, mit dem Rollstuhl das steile Wegstück runterzukommen. „Einmal wollten wir zum Supermarkt, haben die Tour aber abgebrochen“, erzählt Steven. Mit seinem Dad shoppen gehen, am besten in der nahen Stadt, das wäre ein Traum.

Ganz bewusst, sagt der Vater, gehe er abends immer als Erster ins Bett. „So um zehn. Die Stunde bis elf soll der Junge für sich haben, das ist seine Freizeit.“ Hat er keine Bedenken, den Zwölfjährigen dann in der virtuellen Welt sich selbst zu überlassen? „Wenn es jemanden gibt, der am PC fit ist, dann er.“ Man sitze schließlich ziemlich viel davor, mangels Alternativen. „Aktiven Medienkonsum“ nennt Martin K. das auch, wenn am Nachmittag gemeinsam die Lieblingssoap im Fernsehen geguckt wird. „Wir tauchen ein in die Charaktere, analysieren jede neue Entwicklung rauf und runter.“ „Wir reden viel, ich kann immer alles fragen, auch bei den Hausis.“

Steven sieht auch Vorteile für einen, der „sowieso“ am liebsten mit seinem Vater zusammen ist. „Aber wart mal ab ...“, sagt der, „du wirst älter werden und eine Freundin haben.“ „Quatsch, frühestens mit 18“, meint Steven. „Denkst du“, sagt der Vater. Und dann sagt er, dass die kommende Woche eine wichtige Übung sei. „Da ist Klassenfahrt“, sagt Steven und dass er anfangs nicht mitgewollt hätte. Anfangs hätte ihm das gewaltig gestunken, diese Vorstellung, in ein Altersheim zu müssen, mit 36, mangels Alternativen, sagt der Vater. Absage, Zusage, wieder Absage – so sei das dann gegangen. Jetzt, wo es endlich eine Entscheidung gebe, freue er sich fast auf die Aussicht, „jederzeit einen Knopf drücken zu können und dann sofort Hilfe zu haben.“

Inzwischen freue er sich auf die Woche Slowakei, so weit weg sei er noch nie gewesen. Aber die gedämpfte Stimme passt nicht zum strahlenden Blick. Hat der Sohn Angst, Gefallen zu finden an der Freiheit und ihren Möglichkeiten? Oder Angst davor, der Vater könnte Gefallen finden am Knöpfedrücken? „Ich lass dich nicht allein, Dad“, sagt er. Fast klingt es, als sage er das ein bisschen auch zu sich selbst.

**„Dieser Junge hat in vielem deutlich mehr Reife als seine Altersgenossen.“**

Der Vater ist stolz auf seinen Sohn